



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Borkowsky, Ernst: Das tolle Jahr in einer kleinen Stadt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das tolle Jahr in einer kleinen Stadt*)

Von Ernst Borfowsky in Naumburg a. S.



n dem tollen Jahre 1848 waren es natürlich zunächst die Großstädte, deren leicht erregte Bevölkerung vom Wirbelsturm der Freiheits- und Gleichheitschwärmerie dahingerissen wurde; dann aber brauste die Flut auch zu den Thoren der Provinzialstädte heran. Wer die Artikel der winzigen Tageblätter, die Maueranschläge, die Flugschriften und die Aufzeichnungen aus der Großväterzeit sammelt, sieht wohl, daß der Pulsschlag der Zeit selbst durch die kleinen Seelen des deutschen Staatskörpers in tiefer Erregung ging; ja man möchte meinen, was das Bürgertum hier gefühlt, gehofft und erstrebt hat, gerade das müßte typisch sein für den Volksgeist dieser Tage.

In der Stadt Naumburg an der Saale, dem Hauptort der alten Stiftslande, die noch bis zum Jahre 1813 unter sächsischer Administration ein staatliches Sonderdasein geführt hatten, hatte sich unter der Bürgerschaft ein kräftiges, von einer lebhaften historischen Erinnerung getragenes Selbstbewußtsein entwickelt, das durch die Bedeutung der ehrwürdigen Peter-Paulsmesse noch gesteigert wurde. Der Rückgang des Handels freilich machte sich unter dem preussischen Regime seit der Einführung des neuen Zollsystems von Jahr zu Jahr empfindlicher geltend, und immer feltner wurde die Gelegenheit, durch die der Kaufmannsstand noch eine unmittelbare Fühlung mit dem Auslande gewann. Durch die Verlegung der höchsten Provinzialgerichtsbarkeit nach der Stadt (1816) kam ein starkes fremdes Element in die alt-sächsische Bevölkerung hinein: das preussische Beamtentum; bald aber verschmolz es mit den wohlhabenden Kreisen des Bürgertums und riß die Führung der Gesellschaft an sich. Auch der Triumphzug der Dampfmaschine änderte nichts an dieser Zusammensetzung; die lärmende Industrie blieb den Mauern fern und verschonte die Kommune mit der Pflanzschule eines lästigen Proletariats. Das Gemeinwesen, durch die preussische Städteordnung reformiert, hatte sich die Errungenschaften des umgestalteten materiellen Lebens zu nutze gemacht; und wenn auch quer über den Straßen noch die spärlichen Öllaternen schwebten und damals noch die goldne Zeit der Originale war, so hatte sich die Stadt doch schon im Jahre 1846 an das damals entstehende deutsche Eisenbahnnetz angeschlossen. Auch die Volkszahl war stetig vorwärts geschritten; man zählte im Jahre 1848 13000 Einwohner.

Wollte man die Lebenserscheinungen der damaligen bürgerlichen Gemeinde nur an den Äußerungen prüfen, die sich in der Lokalzeitung kundgaben, so würde man einen völlig unzulänglichen Eindruck gewinnen. Die vormärzliche Journalistik der Kleinstadt dachte nicht daran, zu den bewegenden Fragen des Tages Stellung

*) Mit Benutzung von Tageblättern, Flugschriften und handschriftlichen Aufzeichnungen.

zu nehmen; sie erwähnte selbst nicht mit den bescheidensten Worten die Eröffnung der Bahnlinie Halle=Naumburg=Weimar: ein Bahnhofsdroschkentarif ist der einzige Fingerzeig auf den Beginn des Eisenbahnverkehrs. Seichter Melkdotenkram, fade moralische Abhandlungen und ein paar amtliche Bekanntmachungen sind die saftlose Speise, die in vier dürftigen Quartseiten wöchentlich einmal — seit 1845 zweimal — dem genügsamen Leser aufgetischt wurden, nachdem die Zensurbehörde in Merseburg vorher umständlich die Druckerlaubnis erteilt hatte. Eine größere Zeitung von auswärts zu beziehen, die Preussische Staatszeitung oder den Hallischen Kurier, war ein Luxus, den sich nur wenige anspruchsvolle Geister gönnten; und so war der Bürger ohne die Schulung der Presse auf politischem Gebiete knabenhaft unreif, als die Springflut neuer Ideen in seinen Winkel brach und tausend ungelöste Fragen ein Urteil von seinem Verstande forderten.

Religiöse Bewegungen pflegen dem Ausbruch sozialer und politischer Kämpfe voranzugehen. Auf kirchlichem Gebiete regte sich zuerst der fortschrittliche Volksgeist auch in unsrer Stadt. Am 9. Juli 1845 sammelten sich über tausend Menschen um den Führer der freien Gemeinde, den Pastor Uhlisch, unter dem freien Himmel des Bürgergartens, und „der protestantische D'Connel“ sprach „über das Lösungswort unsrer Zeit, die mit lauter Stimme Vorwärts ruft.“ In dem Meeting dieser „protestantischen Freunde“ oder „Lichtfreunde“ gewahrte man auch den Freiheitsfänger Prutz und den alten Jahn. Auch die geistesverwandte Bewegung der Kongischen Deutschkatholiken fand in der Stadt einen trefflichen Wurzelboden. Bald hielt der exkommunizierte Pfarrer Kerbler in der protestantischen Dtmarskirche in Gegenwart der protestantischen Geistlichen einen Gottesdienst und veranlaßte damit die Gründung einer „christkatholischen“ Gemeinde. Das Bemerkenswerte dieser Vorgänge liegt in der Thatfache, daß das religiöse Bewußtsein jener Tage in allen Kreisen der Einwohnerschaft kräftig angestachelt war. Selbst zwei der städtischen Pastoren bekannten öffentlich ihre Sympathie mit den freireligiösen Ideen; und diese Strömung brachte einen so wenig illoyalen Hauch mit sich, daß an einem großen allgemeinen Festmahle zu Ehren Uhlischs der Oberlandesgerichtspräsident ein „Bürgerlied“ vortrug, das er verfaßt hatte. Es heißt darin: „Ob wir können präsidieren, oder müssen Vogen schmieren, ohne Raß und ohne Ruh; ob wir just Kollegien lesen, oder ob wir drehen Besen — das thut nichts dazu . . . Aber ob wir neues bauen, oder altes nur verdauen, wie das Gras die Ruh; ob wir für die Welt was schaffen, oder nur die Welt begaffen — das thut was dazu!“ Ein Dämpfer ward dem Schwärmer sehr bald aufgesetzt, als die Polizei die Abhaltung einer zweiten freireligiösen Versammlung verbot.

Die Hingebung an das preussische Herrscherhaus konnte bei einer Bevölkerung, die erst seit dreißig Jahren unter dem Adlerwappen stand, noch nicht durch geschichtliche Tradition gekräftigt sein; aber es war doch in der patriarchalischen Zeit ein großes Freudenfest, als der König Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin auf der Reise nach dem Schlosse Stolzenfels am 24. und 25. Juli 1845 in der Stadt verweilte. Da ist es nun ein fremdartiger Ton, der mitten durch das Preislied der Empfangsfeierlichkeiten bricht: „Bei der Huld und Freundlichkeit des geliebten Königs fühlte es ein jeder, daß demselben keine Schuld beizumessen ist, wenn hier und da eine mißmutige Stimmung sich erhebt, was zu unsrer unzufriednen Zeit in allen Staaten nichts seltenes ist. . . . Gewiß dürfen wir auf Besserung hoffen, sofern dieselbe in unsers Königs Macht liegt, sowie auch die Hoffnung auf eine reichsständische Verfassung durch manche königliche Äußerungen wieder auftaucht.“

Der Wunsch nach einer allgemeinen Volksvertretung klingt hier zum erstenmale in der Lokalpresse mit vernehmlichem Laut; und als dann im nächsten Jahre den Hoffenden eine bittere Enttäuschung beschert wird, schallt es weit hinaus über die Banneile der kleinen Stadt. Als da die Neuwahlen zum preussischen Provinziallandtage angeordnet wurden, lehnten die Stadtverordneten Raumburgs die Wahl eines städtischen Abgeordneten ab; sie erklärten mit diesem Beschlusse ihren passiven Widerstand gegen eine Institution, die ihren politischen Wünschen nicht entsprach und einer reichsständischen Verfassung nach ihren Begriffen die Bahn versperrte. Die Widerstrebenden ließen sich in eitler Selbstüberhebung von der kühnen Hoffnung tragen, daß ihr Beispiel auch andre Städte zu einer allgemeinen Obstruktionspolitik fortreißen möchte. Diese Wirkung blieb aus. Eine königliche Kabinettsordre löste die Stadtvertretung, die jede begünstigende Einwirkung zurückwies, auf. Die neue Stadtverordnetenversammlung erfüllte dann ohne Zögern ihre Untertanenspflicht.

Kleinere und größere Tageblätter, „Die Ameise,“ „Die Freikugeln,“ auch „Die privilegierte Berlinische Zeitung“ hatten immerhin die Angelegenheit durch ihre Spalten gezerzt, und so stempelte diese Haupt- und Staatsaktion die Stadt, der noch der Ruf freireligiöser Schwarmgeister anhaftete, in der allgemeinen Meinung zu einem demokratischen Gemeinwesen. Vor der Hand noch mit Unrecht, denn die leitende Gesellschaft war durchaus loyal. In der großen Masse der Bürgerschaft zeigte sich zwar eine gärende Unzufriedenheit, doch trug diese noch keine politische Färbung: die sehr arge Teuerung des Jahres 1847 bewirkte nämlich einen heute kaum noch begreiflichen Notstand, und dazu vermehrte die Einführung der Gewerbefreiheit die unbehagliche Lage des Handwerkerstandes, der sogar die Grundfesten seines Bestehens erschüttert glaubte. Das Verquicken dieses Unbehagens mit politischen und sozialen Theorien geschah erst durch stadtfremde Personen, die auf den vielbesuchten öffentlichen Vergnügungsorten und in Volksversammlungen ihr Evangelium in die Masse hineinwarfen. Dem schnellen Wachstum des oppositionellen Geistes gegenüber fühlten sich die städtischen Behörden bald in einer isolierten Lage, die ihnen aufs äußerste bedenklich erschien, als das tolle Jahr 1848 kam mit seinen berauschenden Schlagwörtern, mit dem wilden Träumen und Schäumen des Völkerfrühlings. Da die ganze Garnison nur aus einem Bataillonsstamm des 32. Landwehrregiments und einer rettenden Kompagnie der 4. Artilleriebrigade bestand, so veranlaßte der Magistrat die Bildung eines Sicherheitsvereins, der sich in seiner Organisation an das Schützenkorps anschloß.

Und nun flog in diesem Moment die Kunde von den Berliner Straßenkämpfen in die Thore und erregte einen Hauch der Schwärmerei, wie er ohne die Voraussetzung einer politischen Ueberreiztheit in den Gemütern kaum begreiflich erscheint. Die Einnütigkeit und Allgemeinheit, mit der die verschiedenen Schichten des Bürger- und Beamtentums die Barrikadenkämpfe des 18. März zu einer lauten patriotischen Feier aufbauschen, überrascht den nüchternen Blick. „Der Karfreitag der gefallenen Helden — heißt es in einem Druckblatt — ist für uns zum Ostermorgen geworden, an dem der Heiland des deutschen Volkes aus dem Grabe auferstanden ist!“ Am 24. März fand die Trauerdemonstration für die Berliner Volkskämpfer statt. Von ruhigen und geachteten Bürgern veranstaltet, hielt sie sich von allen rohen und pöbelhaften Ausschreitungen frei und bewahrte, wenn man von der gänzlichen Verkennung der politischen Bedeutung absieht, einen würdigen Ausdruck, dem sogar die rührende Erhabenheit nicht fehlte. Die Stadtmusik mit unflorten Trompeten, die Bürgereschützen, deutsche Nationalfahnen abwechselnd mit

Trauerbannern, Trauermarschälle, die Geistlichkeit, der Magistrat, die Stadtverordneten, der Landrat, die Beamten der Post und des Steueramtes, Oberlandesgerichtsjustizkommissare und Assessoren, alle Liedertafeln und Gesangsvereine, die Kamerinnung, die Schiedsmänner, Bezirksvorsteher, Gruppen der Bürger, die Gesellenvereine, die Gewerke alle mit ihren Fahnen und Insignien, schließlich eine große Anzahl Geistlicher und Lehrer aus der Umgegend, fünfzig Pfortenser Schüler mit ihrem Professor — so stattlich wallte der Trauerzug unter Glockengeläute vom Domplatz durch die fahnen geschmückten Straßen nach dem Markte. Eine dichtgedrängte Menge erfüllte den Platz Kopf an Kopf, und das alte Lutherlied erklang „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dann sprach der Oberlandesgerichtsassessor Parisius von der Tribüne die Festrede, die in ihrer überschwänglichen Rhetorik Palmen und Lorbeerkränze über das Berliner Revolutionsmartyrium häuften. Und das Volk sah im Geiste aus diesem Föderativfeste den Märchenbaum der Freiheit sprießen. Aber seine Wurzeln standen doch in deutscher Erde; immer von neuem erscholl aus tausend und abertausend Kehlen der Hochruf des einigen deutschen Vaterlandes, und die Begeisterung tönte endlich in Arnolds Vaterlandslied aus. Neben der Tribüne stand der alte Fahn in seiner teutschen Tracht mit dem ehrwürdigen Barte, und durch Freudenthränen schweifte sein Auge über die wehenden Fahnen und Banner, die ihn alle mit den einst verpönten Farben Schwarz=rot=gelb so lockend grüßten. Der Trauergottesdienst in der Wenzelskirche am nächsten Sonntage, die kirchliche Kollekte und die privaten Sammlungen für die Witwen und Waisen der Barrikadenkämpfer — das alles kennzeichnet den Rausch der schönen Tage der Revolution. Dabei blieb der verklärte Blick immer auf das große Deutschland gerichtet, mit dessen alten Farben sich der preussische König in Berlin geschmückt hatte. „Hoch das neue Deutschland und hoch der königliche Mann, der die Wiegeburt desselben ausgesprochen! Deutschland unser Feldgeschrei, und Friedrich Wilhelm unser Hort!“ so rief das kleine Kreisblatt am 29. März; es hatte sich selbst mit einem schwarz=rot=goldnen Rande geziert und die stolze Inschrift auf seinen Kopf gesetzt: „Heute zum erstenmal ohne Zensur!“

Liberal war der kleinbürgerliche Mittelstand, liberal waren die Honoratioren, die Kaufleute und die Beamten, deren Bildung sich gegen das Kommando des Absolutismus auflehnte.

Der schöne Name Vaterland gewann in jenen Tagen einen neuen, vollen Klang; und wo immer bei dem Bürger, dem der Rückhalt eines alten festen preussischen Staatsgefühls mangelte, die großdeutsche Gefinnung in Frage kam, zeigte er opferwillige Begeisterung. Geld und Waffenpenden wurden gesammelt für den schleswig-holsteinischen Bruderstamm, und eine Freischar, sechzehn Mann stark, aus einem größern Andrang auserkoren, stellte sich zum Kampfe gegen Dänemark. Am 18. April empfingen sie in der Kirche die Weihe und das heilige Abendmahl; sie zogen, von dem deutschen Banner umrauscht und vom Jubel der begeisterten Volksmenge geleitet, dahin ins Feld; aber gar bald kehrten sie einer nach dem andern wieder heimwärts, und keine Geschichte meldet von den Heldenthaten dieser Bürgerjöhne. Auch der Ausruf zur Gründung einer deutschen Flotte fand lebhaften Wiederhall und veranlaßte sogar die Bildung eines „Frauenvereins zur Erwerbung eines Schiffes für die deutsche Flotte.“

Der Erzherzog Johann von Österreich hatte damals von allen patriotischen Herzen Besitz genommen; seine Beliebtheit hatte er durch einen Trinkspruch gewonnen, der niemals von ihm ausgebracht worden war: „Kein Preußen und kein Österreich mehr, sondern ein einiges Deutschland, stark wie seine Berge!“ Als er

zum Reichsverweser erhoben worden war, berührte er auf seiner Reise nach Frankfurt am 10. Juli auch die Stadt Naumburg. Ein jubelnder Empfang begrüßte ihn, und eine Kompagnie der Bürgerwehr und dazu die Schützen in ihren grünen Galaröcken mit schwarzen Sammetauflägen und gelben Fingchnüren paradierten vor ihm. Als dann der alte joviale Herr einen Becher des übelbelemundeten Saalweins mit sichtlichem Behagen auf das Wohl der Stadt leerte und die Güte des Tranks freundlich lobte, da hatte er vollends die Herzen erobert, und hinter dem Davonfahrenden klangen noch lange die Segenswünsche: „Lang lebe unser Johann, das Oberhaupt des deutschen Volkes!“ Alle großdeutschen Hoffnungen ließen bald die Flügel sinken. Als die Verfügung der Reichsgewalt erging, daß am 6. August alle Bestandteile des deutschen Bundesheeres dem Reichsverweser huldigen sollten, fand sie bei dem Militär mit seinem altpreussischen Waffenstolz nicht die mindeste Beachtung, aber in Naumburg glaubte eine Bürgerversammlung die moralische Verpflichtung zu haben, diese Huldigungsfeier durch einen Aufzug des Schützenkorps und der gesamten Bürgerwehr zu begehen. Die Feier verlief denn auch kläglich genug, da die Schützen zu Hause blieben und nur zwei Bürgerwehrkompagnien, die sich zum Reichskriegsheer zählen mochten, dem preussischen Sonderbündlertum zum Troß ihr Bivat ertönen ließen. Am 18. Mai war in der Frankfurter Paulskirche das deutsche Parlament zusammengetreten, vier Wochen später in Berlin das preussische; zu beiden Versammlungen hatte die Stadt demokratische Abgeordnete entsandt, nach Frankfurt den Assessor Reinstein, nach Berlin den Assessor Parrisius. Ihre Berichte über den Fortgang der parlamentarischen Verhandlungen veröffentlichte die Wochenschrift „Der deutsche Bürger.“

Ein frischer Hauch blies durch die Straßen, der dem an Krankenstubenluft gewöhnten Bürgermann den Atem nahm. Seine Natur wandelte sich, der phlegmatische wurde zum Hitzkopf, den es bald nicht mehr am Werkisch hielt, dem das Debattieren und Politisieren ins Blut stieg. Und wie der Klang des verschwommenen Begriffs Freiheit ihn über die Sphäre seines Alltagslebens hinaus hob, so erbotste ihn das Schlagwort Reaktion zu blinder Wut. Die Gewährung des freien Assoziations- und Versammlungsrechts beschwor die gelobte Zeit der Bürger- und Volksversammlungen herauf, die großsprecherisch das Schicksal des Vaterlands meisterten und doch nicht in den mannigfachen kleinlichen, persönlichen Anfeindungen und Ausfällen den stichelnden engen Spießbürgergeist verhehlen konnten. Auf solchem Boden und in solcher Luft schossen die Journalistik und das Klubwesen üppig ins Kraut. Die neuen Zeitungen nahmen eine der andern fast das Licht. Außer dem alten Kreisblatt erschienen in der Stadt der Deutsche Bürger, das Naumburger Wochenblatt, der Demokrat, das neue Kreisblatt, der demokratische Beobachter an der Saale und Anstrut, die Markhalla, das Echo, die Naumburger Blätter; und wem diese reichhaltige Auswahl von lokaler Tagesliteratur noch nicht Genüge that, der fand in der neuen Zeitungshalle, die ein fortschrittlicher Gastwirt eingerichtet hatte, die Magdeburgische Zeitung, den Hallischen Kurier, die Deutsche Zeitung von Gerwinus, die Boffische Zeitung, die Berliner Zeitungshalle, die Nachner Zeitung und die Mannheimer Abendzeitung. In dem dichten Gewirr des Vereins- und Korporationswesens stellte der konstitutionelle Klub den einen Pol vor und der politische Klub mit dem verwandten Bürgertum den andern, jener als Hort für das verfassungsmäßige Königtum, dieser als Hort für demokratische Bestrebungen.

Auf der jungen Schwärmerei lag etwas Rührendes, solange sie nicht der Hauch irrageleiteter Leidenschaft trübte. Aber je fester sich draußen im Reiche und vornehmlich in Berlin die Partei des radikalen Umsturzes regte und ihre Freiheit

zum politischen Verbrechen mißbrauchte, desto lauter erhoben auch in Naumburg die prahlenden Schreier ihr großes Wort. Seit kurzem schürte sogar ein eigener Emiffär der Berliner Revolutionspartei mit Namen Dromtra die demokratische Glut; und zeigte der Renommist den Stauenden seinen durchlöcherten Hut, dann schwuren wohl die Leichtgläubigen auf dieses heilige Zeichen der Berliner Opferschlacht. Die wenigen gesellig gesinnten und fried samen Elemente der Bürgerschaft aber saßen still in den Versammlungen und hielten zaghaft den Mund. Der Bürgerbund war die gefährliche Stelle, von der die republikanischen Ideen um sich fraßen. Ein gutherziger Kandidat und ein redegewandter Handlungsgehilfe erschienen hier als die berufenen Führer. Am 10. Juni erließen diese kleinstädtischen Jakobiner eine phrasenhafte Huldigung an die Berliner Genossen: „Mutige Kämpfer für Freiheit und Völkerecht, wir werden, wenn ihr ruft, nicht bloß mit Adressen, sondern auch mit den Waffen erscheinen und mit Gott und Freiheit und Volksrecht Gut und Leben mit euch dransetzen!“ Am 20. August feierte die Naumburger Demagogie ihre üppigste Schwelgerei. Das war das Demokratenfest, zu dem auf eine Einladung des Bürgerbundes Tausende zusammenströmten. Von vierundzwanzig Marschällen geleitet, von zwei Musikkorps geführt, mit Bannern und mit den Fahnen der Innungen geschmückt, bewegte sich der stattliche Zug durch die Straßen der Stadt zum Jakobsthore hinaus auf das Exerzierfeld. In der höflichsten Weise hatte der Garnisonskommandant den Platz zur Verfügung gestellt, und keine Polizei überwachte die Menge, die sich um die bekränzte Rednerbühne drängte, hingerissen von dem Wahne der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung. Einheimische Führer und zugereiste aus Altenburg, Halle und andern Städten schleuderten mit ungezählter Redelust ihre Bomben gegen Tyrannei und Fürstenlaune, gegen Reaktion und Bürokratie. War in Frankfurt und Berlin die frohe Hoffnung verkümmert, so sollte das Volk nun selbst die Pflicht haben, mit der Majorität aller seiner Kräfte eine Konstitution auf breiterer demokratischer Grundlage zu erbauen. Das nationale Bewußtsein könnte aber auch hier aus allen Worten frisch und stark. Arnolds Lied vom deutschen Vaterlande hatte das Fest eingeleitet, und es klang noch einmal auf dem Marktplatz zur Abendstunde, als sich der Aufzug in glücklicher Begeisterung — mit Hochrufen auf Hecker — zerstreute. Die hitzigen Reden der Agitatoren wurden dann für wenige Pfennige bei den Bürgern ebenso kolportiert wie der „Volkskatechismus der Altenburger Republikaner“ oder die Magdeburger Flugschrift: „Wider Junker und Pfaffen.“

In den Kampf um die Erweiterung der politischen Bürgerrechte drangen jetzt leise auch soziale Reformgedanken. Schon in den Märztagen hatte der Magistrat Hunderten von arbeitslosen Männern Beschäftigung und Verdienst gewähren müssen. Bald darauf gewannen die sozialistischen Träumereien eine greifbare Gestalt einer Frage gegenüber, wie sie aus den eigentümlichen lokalen Verhältnissen einer Stadt entsprang, deren Weichbild überall von der mittelalterlichen Sonderstellung des domkapitularen Grundbesitzes durchbrochen wurde. Ein Ausruf mehrerer Bürger verlangte nun vom Domkapitel außer einer höhern Selbstbesteuerung „nach dem Muster der wirklichen Edelleute Ungarns“ auch eine Ermäßigung der Pachtverträge und außerdem noch die Abtretung von einigen Hufen Landes, die den Armen unentgeltlich überlassen werden sollten. Wenige Monate später gedachte man zu den 6000 Petitionen, die der preussischen Nationalversammlung schon vorlagen, eine neue zu fügen; sie sollte die gänzliche Aufhebung des Domkapitels verlangen, um seine Felder, Wiesen und Holzungen zur Unterstützung der städtischen Armen zu verwenden. Auch der Bauernkrieggedanke des allgemeinen Jagdrechts spukte wieder

in den Köpfen, und es kamen schon Einladungen an die Bürgerversammlung zur Teilnahme an großen Freijagden, die die Dörfler der Umgegend veranstalteten. Bald schaffte sich im Stimmengewirr der Bourgeoisie das kräftige Wort des kleinen Arbeiters Gehör. Ein Zeitungsartikel vom 12. August wandte sich an die Blusenmänner und forderte eine staatliche Organisation der Arbeit, Gelegenheit und Mittel zur Arbeit für die Arbeitslustigen und eine staatliche Regulierung des Arbeitslohns.

Seit diesem Augenblick, wo der unruhige Geist von der demokratischen zur sozialistischen Stufe sprang, trat das Gelüst lärmender Gewaltthat auffälliger hervor. Der radikale Habenichts aus dem Gesellenstande, durch enge Fühlung mit den Demokraten der Umgegend verbunden, vermochte es bald, die städtischen Behörden und die gesellig gefinnnte Bürgerschaft völlig unter seinen Terrorismus zu stellen; er drängte die Besitzenden und Wohlbedenkenden sogar aus der Bürgerwehr allmählich heraus, sodaß er hoffen konnte, auch strategisch das Feld zu beherrschen. Nur die Schützengesellschaft erschien noch einigermaßen geeignet, im Notfalle die äußere Ordnung aufrecht zu halten; an ihr rieb sich daher zuerst der skandalsüchtige Mob.

Es ist das Jahresfest der Schützengilde, der 10. September. Auf der Vogelwiese ist das große Schützenhaus mit Laubgewinden und Bannern geschmückt, und vor der Front stehn die Fahnenmasten mit den preussischen Flaggen. Das Schwarzweiß, die verhasste Farbe der Reaktion, reizt den Ingrimm des Pöbels, der sich in der Dunkelheit zu dichten Massen anhäuft. Immer stürmischer ertönt der Ruf, man solle die Fahnen entfernen; lauter die Drohung, sie herunterzureißen. Die Schützen, unbewaffnet, glätten die Wogen. Die Massen verlaufen sich. Aber am nächsten Abend ist die Menge besser organisiert, sie beginnt aufs neue den Kampf um die Fahnenstöcke, die Schützen werden zurückgeworfen, und unter wütendem Gejohl reißen Männer, Frauen und Kinder das Fahnentuch herab. Der Volkshaufen, von seinem Erfolge kindisch berauscht, zieht wild jubelnd durch die Straßen; den Stadträten, dem Bürgermeister, dem Schützenkommandeur wird eine nächtliche Katzenmusik gebracht, ihre Häuser werden mit Kot beschmutzt, Fenster und Fensterläden mit Steinwürfen zertrümmert. Am nächsten Morgen will sich der Magistrat durch festes Auftreten Ansehen verschaffen; er läßt einzelne Tumultuanten festnehmen und weist alle Aufforderungen, sie zu entlassen, zurück. Die Bürgerwehr wird aufgeboten zum Schutz des alten romantischen Marienthors, hinter dessen vergitterten Turmfenster die Verhafteten liegen. Aber diese armselige Organisation versagt, als sie sich zum erstenmale bewähren soll. Als Generalmarsch durch die Straßen erklingt, wagen die wenigsten Wehrleute zu erscheinen; und als sich dann das Volk drohend vor dem Gefängnisse zusammenrottet, als es gar mit Äxten herandrängt, wird die Schar der Bürgerwehr immer kleiner, und die Mutigsten bitten selbst um Freilassung der Gefangenen, die sie hüten sollen. Da verliert auch die eingeschüchterte Polizei die Fassung; sie öffnet die Pforten des Turmes, und die Rebellion triumphiert.

Wie schnell verfladert die Siegesflamme! Tags darauf erschien von Merseburg der Oberregierungsrat von Hinkeldey, und als er die ratlose Ohnmacht der städtischen Behörden gegenüber dem Übermut des tollen Pöbels erkannte, requirierte er sogleich aus Erfurt zwei Kompagnien Infanterie. Ein Extrazug führte diese bei einbrechender Nacht heran. Sie kampierten auf dem Marktplatz, entwaffneten die Bürgerwehr und besetzten das Rathaus. Die Artillerie stellte ihre Geschütze auf der Vogelwiese auf und machte sich bereit, durch Patrouillen die Straßen zu säubern. Der ruhige Bürger atmete auf im Schutze der Pickelhauben, allein die Insurgentenführer riß der billige Lorbeer der vergangenen Tage zu neuem Gewalt-

streich hin. Sie haben die Gefinnungsgenossen der Umgegend aufgeboten; einige Hundert ziehen bewaffnet am 14. September heran. Es gelingt jedoch dem entschlossenen Hinkeldey, der ihnen entgegengeritten ist, sie zu ernüchtern und zur Umkehr zu bewegen. Als der Abend kommt, rottet sich der Pöbel auf dem Marktplatz zusammen; lärmend dringt er mit Hochrufen auf Hecker und die rote Republik gegen das Militär vor, das ruhig mit aufgezplantem Bajonett dasteht. Die Drohungen und Schimpfreden werden immer herausfordernder, man rüstet sich zum Sturm auf das Rathhaus, wo das Waffendepot der aufgelösten Bürgerwehr ist; da ertönt dreimal der Trommelschlag, und als auch jetzt die Menge nicht weichen will, säubern die Soldaten mit Gewalt den Platz von dem aufschreienden Gesindel. Da steigt eine Feuerfäule auf; vor dem Salzhore steht eine Scheune in Flammen, und die Brandröthe des Nachthimmels vermehrt Aufregung und Entsetzen. Das soll — so flüstert man — ein Sturmsignal für die Empörer in den umliegenden Ortschaften sein. Jedenfalls nahm die Löschthätigkeit zunächst die Aufmerksamkeit der Müßigen in Anspruch und verhinderte vielleicht ein Blutvergießen. Die Truppen blieben während der Nacht unter den Waffen, und durch Übersendung von Speisen und Getränken bewies der friedsame Bürgerkzmann seine Dankbarkeit den Soldaten, deren Schutz ihn vor unberechenbaren Gelüsten eines irgeleiteten Haufens befreit hatte. Und sie gaben in der That eine beruhigende Gewißheit, diese Bajonette, sodaß selbst bei der Festnahme der Häufelführer der Bürgerfrieden nicht getrübt wurde.

Die Vorgänge in Berlin, die Ernennung des Ministeriums Brandenburg und die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg (8. November) wirkten noch einmal die Leidenschaften auf. Gerade als man in der Zeitung die Erklärung des Abgeordneten Parvisius las, daß er mit allen Mitteln der königlichen Kabinettsordre Widerstand leisten werde, ließ der Magistrat die Proklamation des neuen Ministers an den Straßenecken anschlagen. Er entfernte sie allerdings bald darauf, als er den zunehmenden Troß der Opposition gewahrte. Eine lärmende Volksversammlung erschöpfte sich inzwischen einen ganzen Nachmittage an den kühnsten Ausdrücken der Entrüstung über die verhasste Reaktion. Eine Deputation eilte zum Rathhause; sie fand den Eingang vom Militär gesperrt und drang durch die Hintertür zu dem erschrocknen Bürgermeister. Es gelang, den Verzagten völlig weich zu machen: am nächsten Tage (14. November) wurden unter dem Einwirken einer terroristischen Volksmenge von den beiden städtischen Behörden zwei Adressen aufgesetzt, die den König zur sofortigen Entlassung des Ministeriums auffordern und der Nationalversammlung den Dank und Beifall der Bevölkerung ausdrücken sollten. Auch die Bürgerwehr wollte man sogleich wieder organisieren, um durch sie den lästigen Bann des Militärs zu brechen. Allein dieser Plan wurde einfach dadurch zu nichte gemacht, daß die Soldaten alle Waffen des Nachts nach Erfurt schafften. Von nun an aber standen die Posten vor dem Rathhause mit scharf geladnem Gewehre.

Blieben der demokratischen Partei in der Stadt die Hände gebunden, so war sie nach außen hin desto rühriger am Webstuhl im engen Zusammenwirken mit dem demokratischen Zentralkomitee zu Berlin und mit dem demokratischen Kreisauschuß zu Halle. Boten gingen hin und her und trugen Briefe in Geheimschrift an die Eingeweihten, die sich an verschwiegenen Zeichen erkannten. Immermehr erschien die Gewaltthat als letztes Rettungsmittel. Von Naumburg aus fand am 12. November ein Plakat seinen Weg zu den demokratischen Klubs der Provinz: „Auf, bildet mobile Kolonnen! Bewaffnet euch, so gut ihr könnt! Scharf euch um die Freiheitssahne und zieht ungesäumt nach Halle, wo ihr viele andre Männer aus

der Provinz finden und mit ihnen zusammen den bedrängten Berlinern, die für die Freiheit von Preußen, von ganz Deutschland kämpfen, zu Hilfe ziehen werdet! Jetzt oder nie!" Und von Berlin ging die Parole aus, daß in den Provinzen und namentlich in Thüringen „die vollständige Revolution und Anarchie“ ausbrechen müsse, damit durch diese allgemeine Insurrektion die Regierung ihre militärischen Kräfte zu zerstreuen gezwungen werde; dann erst könne Berlin sich der drückenden Gewalt entziehen!

Die Aufreizung der Soldaten war auch in Raumburg ein Mittel, das man versuchte, ohne daß es verfiel. Zwar die Landwehrlente hörten eine Zeit lang auf die Lockpfefe, hielten sich aber doch klüglich von offenem Ungehorsam fern; und die Linientruppen gar hatten einen viel zu großen Soldatenstolz, als daß sie mit der Masse hätten fraternisieren sollen. Zwei Unteroffiziere rückten eines Tages einem aufgeregten Redakteur auf den Hals und ließen ihn derb ihre Fäuste fühlen, weil in seinem Blatte die Soldaten „feige Söldlinge, entartete Söhne Borussia, rohe Soldateska und Schwammklopfer“ genannt waren. Die letzte Sprache aber redete eine Proklamation des Raumburger Bürgerbundes und der Bürgerversammlung vom 4. Oktober; sie forderte unverhüllt von den Soldaten im Namen der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung Auflehnung gegen die Offiziere und gegen die hakenrischen Kriegsartikel; „Soldaten, schmiedet das Eisen, weil es warm ist!“ Die preussische Disziplin bestand diese Probe. Die thüringischen Mannschaften des 31. Infanterieregiments, das gerade in Berlin kantonnierte, verbaten sich in einer öffentlichen Bekanntmachung energisch alle Zuschriften aus der Heimat, die ihnen gefehlte Handlungen und nichtswürdige Gesinnung zumuteten. Was wollten gegen diesen trefflichen Soldatengeist die lächerlichen Aufzüge der Freischärler bedeuten, die senzen- und flintenbewaffnet mit großprahlerischem Geschrei als Retter des bedrängten Vaterlandes zum Thore hinauszogen — wer weiß, wohin? — und am Abend, von der Übermacht geistiger Getränke besiegt, taumelnd heimwärts kehrten!

Die kleinen Dantons der Kleinstadt, ein Handlungsgehilfe und ein Buchdrucker-
geselle, verloren im Aufklackern ihres Feuer eisens die Besonnenheit. Sie führten am 18. November einen Haufen von hundert unreifen Jünglingen nach dem benachbarten Nest Vibra, um dort einen Putz zu unterstützen. Ein gänzlicher Mißerfolg zwang sie zur Flucht und zu einem schnellen, würdelosen Abtreten von der Bühne. Dem Bürger aber war es ein behagliches Gefühl, daß ihm die Ge-
rufe der beiden Gesellen nicht mehr im Ohre dröhnten.

Und endlich fand auch der Magistrat seine Fassung wieder. Früher hatte er geduldet, daß ein junger Buchhändler in seinem Schaufenster die unehrerbietigsten Karikaturen Friedrich Wilhelms IV. ausstellte; in dem Sturme des terroristischen Volksgeschreis war er immer das schwankende Rohr gewesen, und selbst noch am Geburtstag des Königs, am 15. Oktober, hatten die städtischen Behörden ebenso wenig wie das königliche Oberlandesgericht den Mut eines offenen loyalen Bekenntnisses gefunden: sie hatten mit übertriebener Angstlichkeit jede öffentliche Feier vermieden. „Geh in ein Kloster, Ophelia!“ hatte damals ein Redakteur den Hasenherzen zugerufen. Als jetzt aber im November der Mut der Revolutionschreier so schnell verpuffte, ihre Großmannsjucht so elend zu Falle kam, da thaten auch die Herren vom städtischen Rat den Kalabreser in den Schrank und setzten den königstreuen Cylinderhut wieder auf.

Am 23. November erklärten der Magistrat und die Stadtverordneten die von der renitenten Nationalversammlung beschlossene Steuerverweigerung „für einen völlig ungesetzlichen Schritt, der die Grundfesten aller Staatsverbindung vernichte, die

Brandfackel ins Land schleudere und den Bürgerkrieg entzünde.“ Sie appellierten bei dieser Stellungnahme schon wieder an den „alten gesunden Sinn und den biedern Charakter der Bürgerschaft.“ Und in dieser Bürgerschaft war der kleine Vulkan in der That ausgebrannt. Das entrüstete Gebaren des politischen Klubs und des Bürgerbundes über die Reaktion der Regierung und über die oktroyierte Verfassung verlor sich allmählich zur stummen Resignation. Ein königstreues neues Kreisblatt übernahm die politische Führung, während sich die Meute der oppositionellen Presse lautlos seitwärts in die Büsche schlug.

Die Stadtverordneten und der Magistrat streckten schon die Hände nach dem Sonnenschein der Königsgunst aus. Seit sie die Entlassung Brandenburgs gefordert hatten, waren nur zwei Wochen verfloßen; jetzt beschloßen dieselben Männer, durch eine Deputation dem Herrscher den tiefen Dank für die dem Lande verliehene Verfassung auszusprechen (1. Dezember).

Friedrich Wilhelm IV. hatte ein besseres Gedächtnis als diese Herren, die am 17. Dezember zu ihm traten. Es war im Marmorfaale des Potsdamer Schlosses. Neben den Raumburger Deputierten standen die Gesandten von Anna und Soest. Den Bürgern dieser zwei alten Westfalenstädte, deren Treue nie gewankt hatte, konnte der König mit herzlichem Danke die Hand schütteln. Als er sich aber zu den Raumburgern wandte, glitt über sein Gesicht ein eigentümliches, ironisches Lächeln; und er sagte dann, wie er sich nach den letzten Vorfällen in Raumburg wundern müsse, daß jetzt eine Deputation mit einer loyalen Dankadresse vor ihm erscheine. Er freue sich aber doch über diese Ergebenheit, aus der er folgere, daß doch nicht aller Sinn für Gesetz in der Stadt untergegangen sei. „Die Gegend um Raumburg ist so schön, so schloß er, daß man sich in derselben nur wohl fühlt; ich will wünschen, daß ich mich in Zukunft stets so wohl in der Stadt befinde, als ich gern in jener Gegend gewesen bin!“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Die Grenzboten und ihr Verleger haben durchaus keine Ursache, für die Hamburger Nachrichten und ihren Chefredakteur Herrn Dr. H. Hofmann ins Zeug zu gehen, aber die Ehrlichkeit gebietet ihnen heute, eine Lanze für ihn einzulegen. Seit einigen Wochen hat sich, vornehmlich im Leipziger Tageblatt, in den Berliner Neuesten Nachrichten und im Bismarck-Jahrbuche 1898/99 (VI. Band), blutige Fehde erhoben um die Behauptung des Herausgebers (F. Penzler) und des Verlegers (W. Fiedler) des siebenbändigen Werkes „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung“ (1897/98), das dort abgedruckte Material an Artikeln der Hamburger Nachrichten sei insofern „authentisch“, als diese Artikel sämtlich nach den Ausweisen des Dr. Hofmann auf Anregung des Fürsten Bismarck entstanden seien, womit ja natürlich gar nicht gesagt ist, daß der Fürst für die wörtliche Fassung jedes einzelnen Artikels in Anspruch genommen werden könne. Dem gegenüber hat Fürst Herbert Bismarck